

Mathias Hirsch
Das Phänomen Liebe

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W.R.D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturanalytischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wieder aufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapieerfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Mathias Hirsch

Das Phänomen Liebe

**Wie sie entsteht,
was sie in der Psychotherapie
für Probleme macht und
warum sie missbraucht werden kann**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2018 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Gustav Klimt, *Der Kuss*, 1907/08

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig,
Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

www.me-ti.de

ISBN 978-3-8379-2761-0 (Print)

ISBN 978-3-8379-7368-6 (E-Book-PDF)

Inhalt

Einleitung	7
I. Liebe	13
Die gefährliche Überhöhung des geliebten Objekts:	
Verliebtsein und Wahn	13
Das große Rätsel: Warum gerade er oder sie?	16
Das Bild, die Vorstellung von der geliebten Person	18
Der Blick: Zwischen zärtlicher Liebe und sexuellem Begehren	20
Sigmund Freud: Objektwahl	22
Bedingungen der Liebesobjektwahl	24
Die geliebte Person als Ersatzobjekt	25
Anti-inzestuöse Partnerwahl	28
Verbietendes Über-Ich	29
Ein unüberwindbares Hindernis	29
Vater-Sehnsucht	30
»Mutter«	31
Primäre Identifikation	36
Der Ambivalenzkonflikt zwischen Abhängigkeit und Autonomie	38
Verschiedene Eifersuchtsformen	40
Angst vor Nähe und Trennung	42
Sehnsucht	45
Schuld und Scham	48
Erotik	50
Liebe und Macht	52
Liebe und Narzissmus	53
Pygmalion-Komplex	54
Liebe im Alter	55
Liebe und Tod	58

II. Liebe in der analytischen Psychotherapie	65
Die Forderung nach Abstinenz	66
Asymmetrie in Zeiten der Intersubjektivität	70
Der analytische Rahmen	73
Liebe in der Übertragungs-Gegenübertragungs-Matrix	74
Verschiedene Formen der Liebe	
in der therapeutischen Beziehung	77
Sympathie als Voraussetzung für die Therapie?	78
Erotik in der therapeutischen Beziehung	79
Übertragungsliebe – Verliebtsein – Liebe	80
Das Einhalten von Grenzen	82
Was tun?	84
Ein <i>Narrow escape</i>	85
Selbstöffnung vermeiden	86
<i>Affection</i>	87
<i>Maternal erotic transference –</i>	
<i>Maternal erotic countertransference</i>	88
<i>Paternal erotic transference –</i>	
<i>Paternal erotic countertransference</i>	90
Sexualisierte Übertragung und Gegenübertragung	91
Narzisstische Liebe	97
Die Grenze zwischen Phantasie (Begehren) und Realisierung	100
Faktoren, die sexuelles Agieren verhindern	102
Subtile Grenzüberschreitungen als häufige Vorstufe von sexuellem Missbrauch	103
Mögliche Gefahren durch Körperkontakt	107
III. Missbrauch der Liebe – Missbrauch der Macht	111
Verschiedene Missbrauchsformen	114
Sexualisierung als Abwehr von Liebe	115
Sexualität als Trennungsabwehr	115
Sexualisierung als Abwehr von Aggression	116
Starre Abwehr begünstigt das Ausagieren	117
Pathologischer Narzissmus	117
Narzisstische Bedürfnisse des Therapeuten	118
Narzissmus der weiblichen Opfer	125
Literatur	129

Einleitung

Aggression, vom Affekt der Wut begleitet, drängt zur Handlung und hat ein Ziel; bestenfalls verhindern Über-Ich und Ideal-Ich das Schlimmste. Auch Sexualität »will nur das Eine«, hat ein Ziel; beide sind ja auch im Freud'schen Sinne Triebe. Aber die Liebe? Im aggressiven und sexuellen Handeln gibt es klare Rollen von Tätern¹ und Opfern, in der Liebe nicht. Ist der Liebende Täter, die Geliebte Opfer? Ist es nicht – im Erleben der Beteiligten – eher umgekehrt, ist der Liebende (der eigentlich Aktive) nicht Opfer der Macht des Geliebten, die jener ihr gibt, der er sich aussetzt? Ist man nicht, wenn man liebt, hin- und hergerissen zwischen Handlungsimpuls und Hemmung, Nähewunsch und Zurückweichen, Grandiosität und Minderwertigkeit? Patrick Süskind (2005, S. 7) schreibt:

»Seit dem Anbeginn der Kulturgeschichte [hat sich] der Mensch als Künstler und seit Orpheus' Zeiten der Mensch als Dichter mit wenigem so beharrlich beschäftigt [...] wie mit der Liebe. Denn Dichter schreiben ja bekanntlich nicht über das, worüber sie Bescheid wissen, sondern über das, worüber sie nicht Bescheid wissen, und dies aus Gründen, über die sie wiederum nicht Bescheid wissen, aber unbedingt ganz genau Bescheid wissen wollen. Das Nicht-Bescheid-Wissen, das Ich-weiß-nicht-was-soll-es-bedeutend ist der primäre Impetus, der sie überhaupt erst zum Griffel, zur Feder oder zur Leier greifen läßt.«

1 Aus Gründen besserer Lesbarkeit wird im gesamten Buch auf eine gegenderte Schreibweise verzichtet. Wenn vom klassischen Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau die Rede ist oder explizit die männliche oder weibliche Form (z.B. der Liebende und die Geliebte) verwendet wird, dann sind immer alle möglichen Beziehungskonstellationen wie auch alle Geschlechter impliziert.

Roland Barthes (1988 [1977], S. 243) will nicht darüber nachdenken: »Was ich über Liebe denke? – Kurzgesagt nichts. Ich möchte zwar wissen, *was das ist*, aber wenn ich darin befangen bin, nehme ich sie nur in ihrer Existenz, nicht in ihrer Essenz wahr.«

Die Liebe scheint sich in einem merkwürdigen Übergangsraum zwischen Traum und Realität, Phantasie und Wahn, Hochgefühl und Depression, Glück und Angst zu bewegen. Sie ist gleichsam aus Komponenten zusammengesetzt: Sie enthält Zärtlichkeit und sexuelles Begehren, basale Bindungsbedürfnisse und Erotik, Lust und Schmerz. Und bald tritt die eine, bald die andere Komponente hervor, ihre Vermischung erzeugt Verwirrung, verlangt einen Ausweg, ist man doch gefangen wie in einer Falle. In seinen wunderbaren, teils ironischen, teils ernsthaften *Fragmenten einer Sprache der Liebe* bringt es Barthes (ebd., S. 256) auf den Punkt, wenn er an dieser Stelle auch nicht alles erfasst:

»Es gibt nicht nur ein Zärtlichkeitsbedürfnis, sondern auch das Bedürfnis, selbst zärtlich zum Anderen zu sein: Wir schließen uns in eine Güte auf Gegenseitigkeit ein, wir bemuttern uns abwechselnd; wir kehren zur Wurzel jeder Beziehung zurück, dorthin, wo Bedürfnis und Begierde zusammentreffen. Die zärtliche Geste sagt: Verlange von mir, was du willst, das deinen Körper in den Schlaf wiegen kann, aber vergiß auch nicht, daß ich dich ein wenig, leichthin begehre, ohne *sofort* etwas haben zu wollen. Die sexuelle Lust ist nicht metonymisch: Einmal entfacht, wird sie verausgabt: Das war das verbotene Fest, das, durch zeitweilige, überwachte Aufhebung immer hinter verschlossenen Türen zustande kommt. Die Zärtlichkeit dagegen ist lediglich unendliche, unersetzliche Metonymie: Die Geste, die Episode der Zärtlichkeit (der köstliche Einklang eines Abends) kann nur unter erschütternden Schmerzen abgebrochen werden.«

Metonymisch bedeutet dies: Zärtlichkeit steht für vieles andere, sexuelle Lust ist nur diese.

Woher gewinnt man nun Nachrichten über die Liebe? Wieder ist es Barthes (ebd., S. 21f.), der hier weiterhilft und die Quellen nennt:

»Da ist, was sich aus einer systematischen Lektüre ergeben hat, der des *Werther*. Da ist, was aus wiederholter Lektüre hervorgegangen ist: das *Symposion* von Plato, Zen-Texte, die Psychoanalyse, manche Mystiker, Nietzsche, die deutschen ›Lieder‹. Da ist, was aus der Gelegenheitslek-

türe stammt, was aus der Unterhaltung mit Freunden stammt. Da ist schließlich, was aus meinem eigenen Leben stammt.«

Wie sollte man (ich) über Liebe nachdenken und schreiben, ohne aus der Unmenge von Geschriebenem (das heißt aber auch wieder nur aus einer geringen Auswahl), zu schöpfen.

Sigmund Freud fällt es nicht leicht, sexuellen Trieb von dem komplexeren Beziehungsgeschehen der Liebe zu differenzieren. Die Objektliebe ist eben eine sexuelle, und erst in *Triebe und Triebchicksale* (Freud, 1915c) nähert er sich einer Auffassung der Liebe, die als ein affektives Beziehungsgeschehen verstanden wird; Freud (ebd., S. 230; Hervorh. M. H.) findet »die adäquateste Verwendung des Wortes ›Lieben‹ in der *Beziehung* des Ichs zu seinem Sexualobjekt«, auch wenn er damit die »Synthese aller Partialtriebe der Sexualität unter dem Primat der Genitalien und im Dienste der Fortpflanzungsfunktion« meint und so das weite Spektrum der Liebe arg reduziert. Martin Bergmann (1994 [1987], S. 246) erweitert es wieder:

»Libido und Liebe bedeuten nicht mehr dasselbe. Durch den Sexualtrieb als solchen ist das Wesen der Liebe nicht zu erklären. Diese Neuformulierung ist von größter Bedeutung, denn von nun an ist die Liebe ein Affekt und gehört in die Sphäre des Ichs.«

Auch Ethel Person (1990 [1988], S. 101) differenziert Sexualität und Liebe:

»Sexuelle Begierde ist vor allem auf den Liebesakt als solchen gerichtet. [...] In der romantischen Liebe dagegen geht es nicht nur um die Befriedigung eines körperlichen Dranges, sondern um die Person, den Anderen. In der Liebe ist es die eine, bestimmte Person, die begehrt wird, und zwar vor allem auf Grund der Eigenschaften, die das Besondere an ihr ausmachen, und nicht so sehr wegen der Merkmale, die sie mit anderen Angehörigen ihres Geschlechts gemeinsam hat. Liebende wünschen sich die geschlechtliche Vereinigung als Symbol und Mittel der ersehnten seelischen Vereinigung.«

Wir werden sehen, dass es jedoch nicht einfach die Eigenschaften der geliebten Person sind, es sind vielmehr die *Vorstellungen*, die sich der Liebende macht, das *Bild* von der Geliebten.

Wichtige Entdeckungen Freuds betreffen unbestritten die Wahl des Liebesobjekts (wenn auch als Sexualobjekt gedacht): Schon in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (Freud, 1905d, S. 123) versteht er die frühe Mutter-Kind-Beziehung als Vorbild für die spätere Liebesbeziehung: »Nicht ohne guten Grund ist das Saugen des Kindes an der Brust der Mutter vorbildlich für jede Liebesbeziehung geworden. Die Objektfindung ist eigentlich eine Wiederfindung.« Bergmann (1994 [1987], S. 225) nennt es »das von Freud enträtselte Geheimnis des Liebesglücks. Liebe ist die Wiederherstellung eines verlorenen Glücks.«

Und so fällt auf, dass Barthes (1988 [1977]) in seinen *Fragmenten* insgesamt 16-mal auf die Mutter-Beziehung hinweist bzw. Liebe auf ein derart frühes Mutterglück zurückführt. Während Freud fast immer Beziehungsschicksale als Tribschicksale begreift, »Liebe« also immer auf den sexuellen Trieb zurückführt, unterscheidet John Bowlby (1975 [1969]) – und es hat Jahrzehnte gedauert, bis die psychoanalytische Community ihm darin folgen konnte – zwischen primärem Bindungsbedürfnis und Sexualität. Während Beziehungsqualitäten sich vordem auf den sexuellen Trieb sozusagen aufpfropften, denkt man es nun umgekehrt: Sexualität, auch die des Kindes, setzt sich wie ein Beifahrer auf das basale Bindungsbedürfnis und die schon bestehenden Bindungs- und Beziehungsmuster drauf. Dadurch eröffnet sich auch die Möglichkeit, bestimmte Beziehungsqualitäten, sogar sexuelle, auf mehr oder weniger gute oder aber traumatisierende Beziehungserfahrungen zurückzuführen, und man muss das »Tribschicksal« nicht mehr als quasi biologisch determiniert verstehen. Schon lange ist zum Beispiel Masochismus auf die real erfahrene Verbindung von Liebe und Gewalt zurückgeführt worden, zum Beispiel von Bernhard Berliner (1947).

»Diese Bindungstheorie konfrontiert uns mit einer Quelle der Liebe, die zwar biologische Determinanten hat, die aber dennoch auf kindlichen Erfahrungen aufbaut. Es sind die emotionalen Bindungserfahrungen, bevorzugt die zwischen Kleinkind und Mutter, die das Verhältnis von Distanz zu Nähe oder die Strukturierung von Selbst und Objektrepräsentanzen regeln. [...] Bowlby grenzt das Bindungsstreben als motivationales Muster von der Sexualität als Motiv ab. Damit wird die Liebe zumindest zweidimensional« (Hohage, 1997, S. 14).

Für Roderich Hohage (ebd., S. 15f.) tritt neben den Sexualtrieb und das Bindungsbedürfnis ein Drittes hinzu: die Erotik, die er einmal als eroti-

sches *Sehnen* (auf das wir als Liebesschmerz zurückkommen werden) und andererseits als erotische *Spannung* versteht. Letztere ist besonders in der Adoleszenz wichtig für das Experimentieren mit dem Anderssein des anderen Geschlechts im Rahmen der Loslösung und Individuation bzw. der Identitätsentwicklung.

Das Gestalten der Liebesbeziehung nach alten Mustern früherer Mutter-Kind-Erfahrungen ist ja nicht etwa ein Wiederherstellen eines harmonischen Paradieszustands. Gerade für die ersten Lebensmonate müssen wir Zustände von extremer Angst und Verwirrung, geradezu Todes- und Vernichtungsangst annehmen, die nicht immer gleich durch mütterliche Zuwendung gemildert werden können. Und so finden wir eben dieses Zwillingpaar von Lust und Leid, Lust und Schmerz in der Liebe wieder, untrennbar verbunden, wie es die Dichter, die die Liebe endlos besangen, längst wussten:

»Wenn Liebe süß ist, woher kommt dann meine Pein?
Wenn bitter, wie kann sie dann so beglückend sein?
Wenn ich freudig leide, was sollte ich klagen,
mit eitlen Jammer mein Schicksal tragen?
So sanft ist der Pfeil, so lieblich der Schmerz:
Wohlig erschauert mein getroffenes Herz«
(Lied aus Purcells Oper *Fairy Queen*, zit. n. Person, 1990 [1988], S. 93).

I. Liebe

Die gefährliche Überhöhung des geliebten Objekts: Verliebtheit und Wahn

»Ein Rausch sei das Verliebtsein, sagt Sokrates in *Phaidros*, eine Krankheit, ein Wahnsinn. Aber eben kein schlechter Rausch, fügt er hinzu, sondern der beste Rausch, den es gäbe. Und keine verderbliche Krankheit und kein eigentlich menschlicher Wahn im pathologischen Sinne, sondern eine vom Göttlichen inspirierte, zum Göttlichen sich sehrende *mania*, ein göttlicher Wahnsinn, der der im irdischen verhafteten Seele Schwingen verleihe« (Süskind, 2005, S. 10).

Der Wahn liegt darin, dass das Objekt der Verliebtheit kaum einer Realitätsprüfung unterliegt; Freud (1921c, S. 123f.) spricht vom »Phänomen der Sexualüberschätzung«, die dazu führt, »daß das geliebte Objekt eine gewisse Freiheit von der Kritik genießt, daß alle seine Eigenschaften höher eingeschätzt werden als die ungeliebter Personen oder als zu einer Zeit, da es nicht geliebt wurde.« Offenbar knüpft Barthes (1988 [1977], S. 182) daran an, wenn er recht ironisch schreibt:

»Der Liebende deliriert (es kommt bei ihm zu einer >Grundverschiebung des Wertgefühls<); aber sein Wahn ist dumm. Was gäbe es Dümmeres als einen Liebenden? [...] Der *daimon* des Sokrates [...] flüsterte ihm zu: >Nein<. Mein *daimon* ist im Gegenteil meine Dummheit: Wie der Nietzsche'sche Esel sage ich, im Banne meiner Liebe, zu allem ja.«

In seiner Arbeit *Massenpsychologie und Ich-Analyse* ringt Freud (1921c) um die Klärung der Frage, was denn mit dem Liebenden angesichts des

Liebesobjekts geschieht. Zuerst einmal: Die Idealisierung fälscht das Urteil über das Liebesobjekt. Freud spricht es nicht direkt aus, bezeichnet aber eine Art von phantasmatischer Verschmelzung zwischen Subjekt und Objekt, wenn er meint,

»daß das Objekt so behandelt wird, wie das eigene Ich, daß also in der Verliebtheit ein größeres Maß narzißtischer Libido auf das Objekt überfließt. [...] Man liebt es wegen der Vollkommenheiten, die man für das eigene Ich angestrebt hat und die man sich nun auf diesem Umweg zur Befriedigung seines Narzißmus verschaffen möchte« (ebd., S. 124).

Nicht nur das Liebesobjekt ist idealisiert, auch das Subjekt selbst setzt an zu – selbstverliebten – Höhenflügen. Dann aber kommt es wieder zur Trennung: Wenn die narzisstische Libido auf das Objekt überfließt, wird das Ich des Liebenden immer kleiner:

»Das Ich wird immer anspruchsloser, immer bescheidener, das Objekt immer großartiger, wertvoller; es gelangt schließlich in den Besitz der gesamten Selbstliebe des Ichs, so daß dessen Selbstaufopferung zur natürlichen Konsequenz wird. Das Objekt hat das Ich sozusagen aufgezehrt. Züge von Demut, Einschränkung des Narzißmus, Selbstbeschädigung sind in jedem Fall von Verliebtheit vorhanden« (ebd.).

Freud sieht noch einen anderen Aspekt: Zu einer Zeit, in der er den Begriff Über-Ich noch nicht gefunden hatte und stattdessen »Ich-Ideal« und Gewissen verwendet, verschwimmt der Begriff des Über-Ich mit dem des Ideal-Ich, also der Instanz, die sich vorstellt, wie das Ich idealerweise beschaffen sein sollte (das Ich stellt fest, dass es diesen Ansprüchen nicht genügt, dass es also anders *ist*, als es sein sollte, aus dieser Spannung zwischen Ideal-Ich und realem Ich entsteht der Affekt der Scham). Freud (ebd., S. 125; Hervorh. i. Orig.) stellt sich vor, dass in der Verliebtheit das Ich-Ideal (Über-Ich) versagt:

»Es schweigt die Kritik, die von dieser Instanz ausgeübt wird; alles, was das Objekt tut und fordert, ist recht und untadelhaft. Das Gewissen findet keine Anwendung auf alles, was zugunsten des Objektes geschieht; in der Liebesverblendung wird man reuelos zum Verbrecher. Die ganze Situation läßt sich restlos in eine Formel zusammenfassen: *Das Objekt hat sich an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt.*«